

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 20

Sonntag den 19. Mai

1907

Der Kurier des Kaisers.

(9. Fortsetzung.)

Ein Roman aus unseren Tagen von C. Crome-Schwiening.

(Nachdruck verboten.)

14. Kapitel.

Der Maschinist Pawel kehrte ermüdet von seinem langen Tagesdienst vom Bahnhof heim in seine in der Nähe desselben liegende einfache Wohnung. Sie lag in einem Massenquartier, das ein altes zänkisches Ehepaar hielt und dessen wenig einladende Stuben zumeist von Zweien und Dreien bewohnt wurden. Pawel, der ordentlich und sparsam mit seinem Verdienst umging, hatte für sich ein Kämmerchen allein, und da er für den ganzen Monat im voraus bezahlt hatte, genoß er bei den Wirtsleuten einen Respekt, der sich in williger Unterordnung unter seine Wünsche geltend machte.

„Man erwartet Sie!“ sprach ihn die Alte an, als er die Wohnung betrat. „Zwei Männer sind es. Da sie reputierlich aussehen, ließ ich sie in Ihre Kammer. Sie sagen, sie seien Vettern von Ihnen aus Petersburg!“

Pawel erschrak, aber er verbarg seinen Schrecken vor der Alten. „Polizei!“ schob es ihm durch den Kopf. Aber der Zusatz „aus Petersburg“ beruhigte ihn wieder. Entschlossen schritt er auf die Tür seiner Kammer zu und öffnete sie.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er Alexej erkannte, den er früher im Kreise der Petersburger Genossen gesehen. Als er dann erfuhr, daß er in dem anderen den mit dem einfachen Namen „Iwan“ benannten Führer ihrer Geheimbewegung vor sich habe, flüsterte er:

„Meiner Tren, es muß Wichtiges sein, das Sie zu mir führt!“

Aber er starrte den Grafen Petrowsky dennoch verwundert an, als dieser ohne jede weitere Aufklärung an ihn die Frage richtete:

„Wo ist der Pelz, in dem du Sjonja Karalowna, deren Rettung dir noch besonders gedankt sein mag, zur Ossipowna führtest?“

„Der Pelz?“ lächelte Pawel. Es schien ihm spaßhaft, daß jemand von der Bedeutung dieses Mannes da sich nach dem schmierigen, öldrufenden Schafspelze eines Mangiermaschinisten erkundigte. „Es war nicht der meine, ich habe ihn zurückgegeben!“

„Wem?“ rief mit unterdrückter Heftigkeit der Narbige.

„Meinem Kollegen! Piotr heißt er. Er hatte an jenem Abend zu tief in seine Flasche geschaut. Das tut er häufiger und sie haben ihn deshalb vorgestern entlassen. Ich traf ihn an jenem Abend in einer Ecke der Reparaturwerkstatt, wo er auf einem Lager von Hobelspanen schlief. Das tat er häufiger. Ich nahm nur seinen Pelz und habe ihn am andern Tage zurückgebracht.“

„Unglücklicherweise hast du nicht nachgesehen, ob sich nicht etwas in seinen Taschen befand!“

Pawel nickte gleichmütig.

„Ich habe hineingefühlt —!“

Alexej und der Narbige sprangen gleichzeitig von ihren Sitzen auf.

„Und du fandest —?“

„Nichts!“

„Unmöglich!“ rief der hochgeborene Nihilist und faßte Pawel bei den Schultern. „Es muß etwas in der einen Tasche sich vorgefunden haben. Eine große Briefenveloppe!“

Pawel schüttelte den Kopf.

„Ich versichere Ihnen, daß in beiden Taschen nichts war. Ich habe in beide Taschen gefühlt. Es wäre ja möglich, daß die Dame das eine oder das andere darin bewahrt hatte, bis sie vollends in Sicherheit war. Dann ward sie so schnell krank und ich konnte Piotr, der seinen Kausch ausgeschlafen hatte, wenn ich wieder zum Dienst ging, nicht ohne Pelz lassen. Der blaue Maschinistenanzug war meine Reserverleidung, die ich im Schuppen aufbewahrte, für den Fall, daß der meine während des Dienstes einmal unbrauchbar würde!“

„Und du sprichst die Wahrheit?“

Pawel antwortete nicht, aber die Röte des Unmutes, die in die Schläfen des jungen Maschinisten stieg, beschämte den Frager.

„Ach!“ murmelte er. „Ich meinte das nicht so! Aber an dem Brief hängt vielleicht unser aller Schicksal!“

„Darf ich wissen, was er enthielt?“

Die beiden Männer sahen sich unentschlossen an, dann neigte sich Graf Petrowsky zu dem Ohre Pawels und flüsterte:

„Ein Handschreiben des deutschen Kaisers an den Zaren!“

„Nun erbeute auch der junge Maschinist.“

„Bei allen Heiligen!“ flüsterte er. „Was sagen Sie da?“

„Und du kannst dich nicht geirrt haben?“

„Es ist unmöglich. In den Taschen kann er nicht gewesen sein. Und zudem, Piotr hätte ihn finden müssen, wenn er den Pelz anzog. Er hatte die Gewohnheit, beide Hände in die Taschen zu stecken, wenn er nicht den Hebel oder die Wodkaflasche in der Hand hatte.“

„Und wenn er das Schreiben fand?“

Pawel schüttelte den Kopf. „Er kann nicht lesen — geschriebene Schrift ganz gewiß nicht. Und wir waren gute Kameraden zusammen, wenn er nüchtern war. Gewiß hätte er mir von seinem Funde zuerst Mitteilung gemacht.“

Graf Petrowsky starrte regungslos vor sich nieder.

Endlich sagte er: „Es ist nötig, daß du uns begleitest, Pawel! Wir müssen diesen Piotr auffuchen!“

„Wenn er noch in Moskau ist!“

„Wie?“

„Ich sagte schon, daß sie den armen Burschen entlassen haben. Es ist wahr, er trank ein bißchen viel und das verträgt sich nicht mit unserem Dienst. In Petersburg sah der Maschinen-Inspektor darüber hinweg, weil der Piotr nüchtern ein guter Maschinist war. Aber seit wir nun plötzlich hierher versetzt wurden, weil ein Teil der Lokomotivführer von hier nach dem Osten geandert worden ist, ward es schlimm für ihn. Der Inspektor hier hält auf nüchterne Menschen und weil Piotr einmal ein bißchen wankend zum Dienst kam, haben sie ihn jetzt entlassen!“

„Aber du weißt seine Wohnung?“

„Ja — wenn er sie noch inne hat und er noch nicht nach Petersburg zurückgekehrt ist, wo er Verwandte besitzt.“

„Wir müssen versuchen, ihn ausfindig zu machen. Vorwärts, Pawel!“

Dieser nickte schweigend und unterwürfig. Die drei Männer verließen das menschengefüllte Haus und traten in die kalte Februarluft hinaus.

Sie sprachen nicht mehr, sondern gingen schnell durch eine Reihe kleiner Gassen. Vor einem Häuschen, in dem das Fenster im Erdgeschoß neben der Tür, dessen einzige Scheibe zerbrochen und mit Papier verklebt war, sich von innen erhellt zeigte, machten sie Halt.

„Hier ist das Haus!“ sagte Pawel leise. Er faßte auf die Türklinke.

Sie war verschlossen. Nun pochte er an die Fensterscheibe. Drinnen erhob sich eine scheltende Stimme:

„Was für ein Tagedieb klopft da draußen?“

„Ist Piotr, der Lokomotivführer, zu Hause?“

„Scheret Euch zum Henker oder zu dem Saufaus, den Ihr da nennt. Zwei Tage ist er berauscht heimgekehrt und er wird heute das nämliche tun!“

„So ist er nicht daheim?“

„Habt Ihr keine Ohren, daß Ihr noch einmal fragt? Kommt morgen in der Frühe und versucht, ob Ihr ihn wecken könnt!“

Pawel wandte sich achselzuckend zu dem Narbigen.

„Sie selbst hören es! Er ist wieder hinter dem Wodka her. Er wird nicht nüchtern werden, so lange eine Kopeke noch in seiner Tasche befindet. Und in welchen Schnapskneipen sollten wir ihn auch suchen? Es gibt Tausende in Moskau!“

Schweigend gingen die drei Männer weiter.

„Und doch dürft ihr in euren Nachforschungen keinen Augenblick innehalten!“ nahm der Narbige nach einer Pause wieder das Wort.

„Suchet die Gegend hier ab, vielleicht hilft euch ein Zufall, vielleicht hat ihn einer seiner Kameraden gesehen, Pawel. Ich muß mich jetzt von euch trennen. Man erwartet mich —“

Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, aber er zögerte noch. Dann, seinen Blick auf Pawels offenes Gesicht heftend, fuhr er leise fort: „Du gehörst zu uns und was du an Ssonja getan, macht dich doppelten Vertrauens wert. So höre: Wir, die wir aus unserem kleinen Kreise heraus die Urteile vollstrecken, welche das revolutionäre Komitee beschlossen, wir versammeln uns in dieser Nacht. Wenn ihr noch etwas Wichtiges über den Verbleib des kaiserlichen Handschreibens erfahrt, so kommt zu dem Universitätsgebäude. Alexej kennt die Tür, die zu der Kammer im Keller des Gebäudes führt, in der die Leichen für den Präparieresaal aufbewahrt werden. Die Tür wird auf das Zeichen, das Alexej geben wird, geöffnet sein und ihr müßt sie durchschreiten. Fürchtet euch nicht vor den armen Toten, die nach dem Tode noch der Wissenschaft dienen — und uns! Denn vor diesem Raum scheuen selbst die blutdürstigsten Schergen der Gewalt zurück. Neben jenem Keller liegt ein anderer. Der Leichenbesorger der Universität ist uns ergeben und treu. In dem zweiten Keller werdet ihr mich und die anderen finden. Aber kommt nur, wenn ihr wichtiges zu melden habt!“

Er nickte ihnen zu und ging.

Pawel schüttelte sich.

„Eine graufige Stätte, in der sie ihre Zusammenkunft abhalten!“ raunte er Alexej zu.

„Aber eine sichere!“ erwiderte dieser. „Und so graufig ist sie nicht. Die Toten sind stumm und taub und die Mauern zwischen den Kellern sind sehr dick. Selbst Ssonja geht ohne Schaudern dahin, wenn man sie ruft!“

„Sie ist eine Helbin!“

„Ach!“ seufzte Alexej — „ich fürchte, dieser Brief, hinter dem wir herjagen, wird uns zu einer Quelle des Unheils! Auch der Graf denkt so —!“

„Der Graf? Welcher Graf?“

„Er, der uns eben verließ. Wußtest du das nicht? Er liebt es nicht, daß man ihn so nennt. Deshalb läßt er sich in unseren Reihen nur Iwan nennen. Es gibt keinen grimmigeren Hasser der Gewalt, als ihn, trotzdem er ein Vornehmer ist. Er hat die niedrigsten Dienste geleistet, um unserer Sache zu nützen. Die letzten Monate war er ein einfacher Schaffner —“

„Du bringst mich auf eine Idee, nun du das Wort Schaffner nennst, Bruder!“ jagte Pawel. — „Ich weiß in der Nähe des Bahnhofes hier eine Schenke, wo fast nur Bahnleute, zumeist Schaffner verkehren, besonders auch die, welche mit den Petersburger Zügen nach Moskau kommen. Viele davon kennen Piotr von der Hauptstadt her. Denn er hatte Wit und Verstand, wenn er nüchtern war, und immer ein Scherzwort auf der Zunge. Vielleicht hat ihn jemand gesehen und kann uns einen Fingerzeig geben!“

„Das ist ein guter Gedanke, Pawel!“ rief Alexej. „Laß uns eilen, Pawel!“

„Wir haben Zeit!“ gab dieser zurück. „Man kommt dort erst spät zusammen und geht spät. Jetzt würden wir die Schenke noch fast leer finden.“

Langsam schlenderten sie ihrem neuen Ziele zu.

Jene zu den Kellern des Universitätsgebäudes führende niedrige Tür, zu der man ein halbes Duzend Granitstufen hinabstieg, zeigten sich Kinder und Erwachsene mit scheuen Blicken. Hier sah man oft einen niedrigen verdeckten Wagen halten, aus dem in Tücher gehüllte geheimnisvolle Gegenstände durch die Tür hinabgetragen wurden; das waren die irdischen Überreste jener Unglücklichen, die auf Erden keinen Freund und keine Hoffnung mehr ihr eigen nannten und die freiwillig aus dem Leben gingen, das ihnen nichts bot als Qual und Entbehrung. Und ihre in der Morgue nicht von Verwandten reklamierten Körper wurden dann hierher geschafft, um in den Präparieresaal der Universität den Jüngern der Medizin die tausend Wunder des menschlichen Körpers zu enthüllen.

Der Aberglaube des niedrigen russischen Volkes umkleidet diese Kellerräume, in der die Körper in großen Bottichen, die mit einer Kalklösung gefüllt sind, aufbewahrt werden, um ihre Verwesung zu verhüten, mit Schreknissen aller Art und mit Vorstellungen besonders grauenhafter Natur. Am Tage schon meidet man gern das Passieren dieser ominösen Tür und abends flieht man ihre Nähe. Selbst die unteren Polizeibeamten, welche hier ihre Patrouille machen, biegen nicht gern um die finstere liegende Ecke. Ihre Feinde sind ja die Lebenden, nicht die Toten! Wer einmal in Tücher geschlagen jene Tür dort passiert hat, ist weder verdächtig, noch gefährlich mehr!

Die schreckhaften Vorstellungen haben sich auf den Verwalter dieser Räume ausgebreitet. Man meidet ihn, wie man im verflohenen Jahrhundert den Henker mied. Er kümmernt sich nicht darum. Er hat weder Frau noch Kind, denen er Gramen einflößen kann. Aber vor seinen stillen Stunden, in deren starren Zügen noch so vieles zu lesen ist von der Qual des Lebens, hat er im Laufe der langen Jahre auch allen Autoritätsglauben eingebüßt. In sein Herz ist das Mitleid mit den Enterbten dieser Welt eingezogen und jene, die seiner Dienste bedurften für ihre geheimen Zwecke, haben leichtes Spiel bei ihm gehabt. Er weiß nicht, wem er an solchen Abenden, wie an dem heutigen, in seinen gefürchteten und gemiedenen Kellerräumen Obdach gibt, aber er weiß, daß sie alle von dem glühenden Eifer befeuert sind, dem Volke zu dienen.

Ihre Mittel kennt er nicht und will sie auch nicht kennen — Es ist eine schlechte und verdorbene Luft auch in diesem zweiten Kellerraum, in dem eine Anzahl Kalkfässer die Sige für die darin Versammelten abgeben.

Das kleine Luftloch hart an der Decke, das sich auf den Platz hinter der Universität öffnet, ist sorgfältig verhängt. Nichts von dem trüben Schein der Wachskerzen, welche auf dem Fußboden ihren Platz finden, dringt hinaus in die schweigende Nacht da draußen.

Un der nur ins Schloß gebrückten Tür, die von dem Plage hinter der Universität zu dem ersten Keller mit seinen schauerlichen stummen Bewohnern führt, steht der alte Belinsky, die Hand an dem immer im sorgfältig geölten Schlosse steckenden eisernen Schlüssel. Er kennt das geheime Pochzeichen, das ihn die Tür leise öffnen läßt und er wird vor Händen, die sich ohne dies Pochzeichen auf die Klinke legen, ehe sie zu öffnen vermögen, das verriegelnde Schloß geräuschlos spielen lassen. So ist ihm die Instruktion von denen da drinnen gegeben, denen er dienen will, und er wird sie getreulich erfüllen. Denn er will ihnen dienen.

Trotzdem auch bei lautem Sprechen aus dem zweiten Keller kein Laut nach außen dringen würde, spricht man doch gedämpft darinnen.

Fünf Männer sind es, die hier über das Schicksal der Mächtigen entscheiden: Ein großer blauäugiger und blonder Mann, ein Finnländer den die Bedrückung seines Landes den Entschlossensten der Revolutionäre hinzugesellt; jener Mann sobann, mit dem er im Wartesaal des Nikolai-Bahnhofes in Petersburg sprach, ein stiernackiger Burche im Arbeiterhemd mit einem Bulldoggengesichte, ein feingegliedertes Jüngling mit kammigen Härchen und er, den sie „Iwan“ nennen und dessen glutrote Narbe in dem rötlichen Lichte der Kerzen wie ein rubinfarbenes Schlangenlein auf der Stirn zu liegen scheint.

Der letztere ist aufgestanden und blickt mit finster gefurchter Stirn umher.

„Wer von euch weiß Näheres über das Verschwinden Iwan Gorows?“ Tiefes Schweigen folgt.

„So will ich es euch sagen! Nicht die Polizei hat Hand an ihn gelegt. Er ist abtrünnig geworden, Er brach seinen Eid — er entfloh.“ Der Stiernackige nickt.

„Ich sah's ihm an, als er das Los zog! Er war nicht reif für diese Tat. Seine Schultern trugen die Ehre nicht, die das Schicksal auf sie lud!“

„Entflohen?“ Der kaum vom Jüngling zum Mann Gereifte nimmt das Wort. „Er ist ein Feiger — was verlieren wir noch Worte um ihn?“

„Weil ein Feiger nicht besser ist als ein Verräter! Wer sichert uns vor der Schwäche seiner Zunge, wenn sein Herz sich schwach erwies?“ kommt es nun von den Lippen des blonden sinnigen Hünen.

Der Narbige hatte alle ruhig sprechen lassen, nun nimmt er wieder das Wort und die anderen verstummen.

„Er ist nicht in den Händen unserer Verfolger. Ich weiß es. Hat er Rußland verlassen, nun wohl, so wird er in fremden Ländern eine Heimat sich suchen müssen. Denn wir vergessen niemanden, der uns täuschte!“

Der Mann neben dem blonden Finnländer sagte ruhig:

„Ich finde, wir verschwenden zu viel unserer kostbaren Zeit an einen Unwürdigen. Das getäuschte Vertrauen, das wir auf Gorow setzten, sollte uns indessen mahnen, nicht länger zu zögern. Ziel das Los auf einen anderen, dieser Tyrann im Kremischloß hätte längst aufgehört zu leben!“

„Weshalb lösen wir überhaupt!“ rief sich erhebend der Stiernackige und hob die sehnigen Arme. „Dort hinten in der Mandschurei heißt es alltäglich: „Freiwillige vor die Front!“ und Hunderte treten vor, um sich dem Tode zu weihen. Wir sind nur fünf, aber ich meine, der Freiwilligen für die Vollziehung unseres Urteils sind in diesem Raume mehr als genug!“

„Ich weiß, du wärst der erste, Timofei Alexandrowitsch!“ küsterte der Narbige. „Aber wir sind auch für die Zukunft noch nötig und derjenige, der es auf sich nimmt, den Gehäkten zu beseitigen, ist dem Tode verfallen. Durch die Bombe, die ihn nur zu leicht in ihre furchtbare Wirkung hineinziehen kann oder durch die Häsher, denen er sich kaum wird entziehen können! Denn, Timofei, dich und Wlady dort —“ er nickte mit dem Kopfe gegen den Jüngsten im Kreise hin — „euch, die ihr unser Arsenal zu füllen wißt, euch können wir nicht entbehren und diesen Zweien liegt die Tat ferner als uns, da sie nicht Russen sind, obgleich unsere Freunde und vertrauten Genossen zumeist für die Freiheit ihrer Landsleute streiten. Und was mich betrifft —“

Er verstummte und fuhr jäh in die Höhe. Die anderen folgten seinem Beispiel.

Die Tür zu ihrem Kellerraum hatte sich geöffnet.

Eine verhüllte Frau, auf die Schultern eines Mannes gelehnt, war eingetreten.

Wie gebannt standen alle, als die Frau, welche die Tracht einer karelischen Bauersfrau aus dem Moskau benachbarten Gouvernement Iwer trug, vortrat, während ihr Begleiter im dunklen Hintergrunde stehen blieb.

Nun hob sie den Arm und zog langsam das verhüllende Tuch vom Kopfe.

„Ssonja!“ rief der Narbige vorstürzend. „Du bist es?“

„Ich bin's!“ sagte das junge Weib, deren Augen tief in den Höhlen lagen und die sich nur mit Mühe aufrecht erhielt. „Ich wußte, daß Ihr diesen Abend zu einer Zusammenkunft bestimmt hattet und ich — wollte zu euch!“

Sie wankte. Der Narbige wollte hinzuspringen. Aber ehe er an Sjonjas Seite gelangen konnte, stand ihr aus dem Dunkel herangeratener Begleiter an ihrer Seite und stützte sie.

„Ihr, Stefan Antonowitsch!“ sagte mit gerunzelter Stirn Graf Petrowsky. „Wir haben Euch nicht hierher geladen!“

„Mit mir kam er und ihr werdet ihn dulden müssen, wenn ich es will!“

Sjonja sprach's! Sie winkte dem Mediziner, der noch bleicher und magerer aussah als früher, sie zu einem der Fässer zu führen und ließ sich schwer darauf nieder.

„Und was treibt dich selbst hierher?“ fragte der Narbige weiter.

„Die Not! Der „Fürchtbare“ ist mir auf den Fersen!“

15. Kapitel.

An eins hatten weder Stefan Antonowitsch noch Sjonja gedacht, als sie sich priesen, die Tracht der Roten Kreuz-Schwester zur Flucht gewählt zu haben.

Das war neben der Verehrung, die sich an dies Gewand knüpfte, die — Neugier! Fast jede Familie in den alten Gouvernements hatte ja da draußen einen, der in diesem allen unbegreiflichen schweren Kriege kämpfte und litt. Warum gab es Krieg? Mit einem Volke, das die wenigsten dem Namen nach kannten, dessen Angehörige sie nie gesehen und die ihnen nie etwas zuleide getan hatten! Einen Krieg, der so fürchtbare Opfer kostete und von dem sie doch so wenig erführen!

Deshalb wurden die, welche aus jener Hölle zurückkehrten, gebrochen, zu Krüppeln zerhauen, untauglich für das fernere Leben, mit Fragen bestürmt, ja von der Neugierde fast erdrückt. Der Vorstellungskreis der niedrigen Klassen der russischen Bevölkerung ging ja nicht über das hinaus, was die Augen sahen. So wurden die aus dem Kriege Heimkehrenden Verkünder des ihnen allen Seltsamen, Unfasslichen, Ungeheuerlichen und ihre Neugier fettete sich an sie.

Das erfuhren Sjonja und Stefan Antonowitsch, als sie kaum in dem Wagen der dritten Klasse Platz genommen hatten.

Man räumte ihnen die besten Plätze ein, da man auch in Stefan Antonowitsch einen heimkehrenden Arzt der Feldarmee erblicken wollte. Man erwiderte ihnen alle die plumpen Höflichkeiten, welche das niedrige Volk für diejenigen hat, denen es Verehrung entgegenbringt. Aber man drängte sich auch um sie, an sie und fragte, fragte!

Stefan Antonowitsch sah besorgt die Folgen dieses unerwarteten Interesses für Sjonja voraus.

Sauft bedeutete er die Mitreisenden, daß die „Schwester“, wie sie ja sahen, krank sei und der Ruhe dringend bedürfe. Das sahen auch die Einfachsten ein und man stand gern stundenlang, um der sichtbar schwer Leidenden Platz zum Liegen auf einer der Bänke zu schaffen. Man gab willig Pelze hin, um ihr eine weiche Unterlage auf dem harten Holz zu bereiten, aber man ließ nicht mit neugierigen Fragen ab.

Dazu gefellte sich der Dunst, den diese Menschen ausströmten und der selbst Stefan Antonowitsch den Atem raubte.

So vergrößerte sich mit jeder Stunde der Fahrt das Martyrium Sjonjas. Mit wachsender Besorgnis sah er die Fiebrerröte wieder auf den Wangen der „Schwester“ erscheinen. Es war unmöglich, die lange Fahrt nach Moskau hier in dieser Umgebung mit ihr ununterbrochen zurückzulegen.

Wenn sie wenigstens hätte schlafen können! Aber die Neugier war größer als das Mitleid. Diese Fragen wollten nicht aufhören und da Sjonjas blasser Mund schwieg, mußte er sie befriedigen.

„Stefan Antonowitsch!“ hörte er da Sjonja in französischer Sprache murmeln. „Ich ersticke in dieser Luft und dieser Umgebung! Ich fühle das Fieber auf's neue meinen Körper durchrasen. Um Gottes willen, lassen Sie mich auf der nächsten Station den Zug verlassen!“

„Dieser Zug hält nicht auf den kleinen Stationen!“ erwiderte Stefan Antonowitsch in tiefer Bekümmernis. „Wer ist die einzige Station vor Moskau, auf der wir halten und es wird noch eine ganze Stunde vergehen, bevor wir dort ankommen!“

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer Sjonjas war die Antwort. Sie sah ein, daß sie ihrem Körper zu viel zugemutet hatte. Sie war matt zum Sterben.

„Twer!“

Stefan Antonowitsch ward von Angst und Unruhe verzehrt, als er hier Sjonja aus dem Wagen half. Sie war nun wirklich eine schwer Leidende. Er mußte sie mehr tragen als führen und das Aufsehen, das das Paar dadurch erregte, verstärkt noch durch die Tracht Sjonjas, ließ ihn für ihre Sicherheit allmählich das Ärgste befürchten. Er hatte sie in den Wartesaal gebracht, wo sie auf einem der harten Divans zurückgelehnt mit geschlossenen Augen ruhte. Er beugte sich zu ihr nieder.

„Hören Sie mich?“

Nur das Zucken ihrer Augenlider gab ihm Antwort.

„Sie müssen jetzt den Rest Ihrer Kräfte zusammennehmen! Wir müssen hier fort, wo wir eine Quelle fortgesetzter Neugier sind. Und Sie müssen aus diesem Gewande heraus, so schnell wie möglich. Zum Glück kenne ich diese Stadt, ich habe hier das Gymnasium besucht und bin während meiner Studienzeit in Moskau oft herübergekommen. Gott gebe, daß die einfache Frau, bei der ich wohnte und die mir wie meine verstorbene Mutter zugetan war, noch lebt. Dann sind wir geborgen.“

Sie wird uns Obdach geben und Ihnen andere Kleider schaffen. Nur jetzt stark sein, Sjonja!“

Und sie war es auch. Halb von Stefan Antonowitsch getragen, erreichten sie einen der Schlitten vor dem Bahnhofe.

„Fahr' zu!“ rief der Mediziner.

„Wohin?“

„Über die Wolgabrücke!“ antwortete Stefan Antonowitsch kurz. Er wollte vor den neugierig den Schlitten umstehenden Gassern die Straße nicht nennen, wo die Alte wohnte, die er aufzusuchen gedachte. „Wir werden dann sehen!“

Der Schlitten sauste davon. Stefan Antonowitsch hielt Sjonja in seinen Armen, um sie aufrecht zu erhalten. Eine wahre Seligkeit erfüllte ihn. Dieser Augenblick war ihm reiche Entschädigung für alle seine Mühen um sie!

Jenseits der Wolgabrücke nannte Stefan Antonowitsch dem Führer des Schlittens die Lage des Hauses, das er aufsuchen wollte. Wenn die alte Mutter Narja nun dort nicht mehr wohnte, oder gar nicht mehr lebte, wohin dann?

Aber sie lebte noch und wohnte noch in ihrem alten Häuschen. Und sie erkannte Stefan Antonowitsch nicht nur, sie nahm ihn und seine Begleiterin mit der Herzlichkeit und Gastfreierheit der Altrossin auf. Sjonja ruhte alsbald zwischen weichen Kissen und der Mediziner legte sich für die Alte ein Märchen zusammen, das die einfache Frau voll befriedigte.

Die Schrecken des Krieges hätten auf seine Begleiterin einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ihr Geist davon erkrankt sei. Er bringe sie nach Moskau in eine Heilanstalt, habe aber, da die Fahrt sich als zu anstrengend erwiesen, hier in Twer mit ihr den Zug verlassen müssen. Die Tracht, welche seine Begleiterin trage, erinnere sie nun stets daran neue an die ausgestandenen Leiden und Strapazen und er müsse daran denken, sie ihr aus den Augen zu schaffen. Er sei überzeugt, daß ihr Zustand sich bessern werde, wenn sie in eine ganz andere ungewohnte Tracht, vielleicht in die einer einfachen Bäuerin, komme. Und er werde hernach gehen, eine solche für seine Pflegebefohlene zu besorgen.

Aber die alte Maria erklärte, daß er dies gar nicht nötig habe. In der Truhe liege noch der Anzug, den ihre Tochter getragen, ehe sie die Heiligen von der Erde abgerufen hätten. Und eilig war sie hinausgetrippelt, um mit einem sauberen Anzug zurückzukehren, wie ihn die Frauen der Karelen, der in kaum hunderttausend Seelen übrig gebliebenen Reste der Urbevölkerung des Landes, tragen.

Stefan Antonowitsch erbeute vor Freude. Das war, was sie brauchten, um vor aller Neugier geschützt zu sein. Aber zugleich ward ihm klar, daß man ihn wiedererkennen könne, wenn sie das letzte Stück des Weges nach Moskau wieder die Bahn benutzten. Er würde einen Schlitten mieten und die Strecke auf dem gewöhnlichen Landwege zurücklegen. So waren sie vor lästigen Blicken geschützt und die frische Luft konnte Sjonja nur mehr nützen als schaden.

Aber die Weiterfahrt verzögerte sich doch. Sjonja brauchte mindestens einen ganzen Tag und eine Nacht Ruhe, um die weiteren Strapazen der Reise ertragen zu können und die alte Maria ließ sie auch nicht eher ziehen. So gab sich Stefan willig in diesen Aufschub. Gewährte er ihm doch die Freude, um vierundzwanzig Stunden länger in Sjonjas Nähe zu sein.

Wenn sie in Moskau ankamen, waren seine Dienste überflüssig geworden. Ein kühler Dank und er war wieder von ihrer Seite entfernt. Was konnte er ihr denn überhaupt anderes sein, als ein gelegentlicher Helfer, den man vergißt, wenn man seiner Dienste nicht weiter bedarf.

Und dabei stieg der Durst, in ihren Augen aus der Niedrigkeit und seiner Bedeutungslosigkeit sich herauszuheben, immer mehr in ihm auf. Was seinem Äußeren die Natur verjagt hatte, hätte er so gern durch inneren Heroismus ausgeglichen. Aber er war ja nur eines der vielen kleinen Werkzeuge der großen revolutionären Partei, der er mit ganzem Herzen anhing. Wie hätte er in den Augen des jungen Weibes, das sich selbst für die Partei geopfert hatte, je zu einer Bedeutung sich emporheben können, die ihm Sjonjas Interesse zuwendete!

Ihm blieb nichts übrig, als die unselige Leidenschaft für Sjonja Karalowna, die sein Herz verzehrte, mit aller Kraft vor ihr zu verbergen. Er hätte das kalte Lächeln der Verachtung, mit der sie davon Kenntnis nehmen würde, nicht ertragen können!

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als alles zur Weiterfahrt bereit war. Stefan Antonowitsch hatte von einem Bauern einen Schlitten gemietet, mit zwei ruppig aussehenden Pferden davor. Aber der Mediziner wußte, welcher Ausdauer und Schnelligkeit diese fähig waren. Mit dem Einbruch der Nacht würden sie Moskau erreichen.

Wohin aber dort?

Es überraschte ihn nicht, als Sjonja erklärte, daß sei ihre Sache. Nichts an diesem Weibe überraschte ihn mehr. Sie befahl ihm nur, den Bauern zu äußerster Schnelligkeit anzutreiben. Nach wortreichem Abschied von der alten guten Narja, verließen sie die Stadt Twer. Das Kopftuch, das die farelischen Frauen tragen, schützte Sjonjas Züge völlig vor neugierigen oder forschenden Blicken.

Schmerzlich fühlte er, wie sie von ihm hinweggerückt war auf der einfachen Strohschütte, die ihnen als gemeinsamer Sitz diente. Schweigend fuhren sie dahin. Die Luft war kalt aber windfrei und bei der schnellen Fahrt trat eine leise Kälte zum ersten Male wieder in Sjonjas Wangen.

„Wie schön sie ist!“ seufzte Stefan Antonowitsch in sich hinein.

(Fortf. folgt.)

Onkel Pedant.

Eine Charakterstizze von Rudolf Retty.

(Nachdruck verboten.)

Ich weiß nicht, ob es im allgemeinen die Aufgabe der Onkels ist, ihre jüngeren Familienangehörigen zu ärgern. Bei unserem Onkel Adolf schien es der Fall zu sein.

Er ist ein ausgezeichnete Beamter, ein hochgebildeter Mann und jeelensguter Mensch; aber er ist auch — und das hebt alle seine rühmenswürdigen Eigenschaften fast ganz auf — ein gräßlicher Pedant.

In seinen Bureau- und Geschäftsangelegenheiten, auch für seine eigene Person, mag ihm das unbenommen sein. Aber man darf mit seiner Pedanterie nicht störend in das Privatleben anderer eingreifen, und das tat er. Ich kann davon erzählen, denn er war sechs Wochen unser Logierbesuch.

Na, ich danke!

Schon lange waren wir auf seine Ankunft vorbereitet, und nun erhielten wir eines Tages gleich nach Tisch eine Depesche, die das

bereitungen doch keine Plage hatten. Wie es so manchmal geht bei rücksichtsvollen Eheleuten. Da übernimmt dann jeder gern die Verpflichtung, denkt aber inzwischen: „Ach, mein lieber Mann (Frau) wird das schon in Ordnung bringen! Er (sie) kann sich ja auch denken, daß ich nicht dazu komme!“ Und so unterbleibt die Besorgung. Es war auch wirklich kein Unglück, nicht den ganzen Abend in dem übervollen Hause sitzen zu müssen, und in dem Variétés, das wir nun besuchten, war es sehr unterhaltend. Als uns der Onkel mit einem freundlich-boshafte Grinsen zu verstehen gab, daß der chinesische Jongleur zwar sehr geschickt und der Clown sehr drollig sei, daß man das aber alle Tage sehen könne, die berühmte Gastin dagegen zum letzten Male auf-trete, hörten wir, daß sie wegen Heiserkeit um Nachsicht bitten müssen.

„Na siehst du, Onkelschen,“ sagte meine Frau, „es war ganz gut, daß wir das verbunzelt haben!“

„Ja,“ lächelte er, „ihr habt auch noch Glück mit eurer Diebenswürdigkeit!“

Aber wir sind beide zu harmlos, uns dadurch verstimmen zu lassen. Nach einigen Tagen fand er, daß wir unbedingt sehr glückliche Menschen sein müßten. Das waren wir ja auch; aber so außer allem



Glück im Winkel. Nach dem Gemälde von Rud. Tischb. d. J.

Nähere meldete. Ich gab sie meiner Frau, diese dem kleinen Kurt; Kinder sind immer neugierig, auch wenn sie noch nicht lesen können.

„Ich habe noch verschiedene Einkäufe zu machen,“ sagte meine Hermia, „gehst du mit?“ — Ich hatte Bedenken. „Wir müssen doch den Onkel vom Bahnhof abholen!“

„Na ja, um 7 Uhr 15!“

„Nein,“ berichtete ich, „um 5 Uhr 17!“

„Aber Mann, ich hab's doch deutlich gelesen! Kurtchen, wo hast du das Stück Papier?“

„Was süßen Tück Papier?“

„Na, die Depesche!“

„Lumpchen hat es zerrissen!“

Lumpchen ist unser Hund. Richtig, da lag es in unzähligen Fetzen. Nicht möglich, die Zahl zusammenzustellen. Das Kursbuch war nicht zur Hand. Na, wir werden uns unterwegs erkundigen; außerdem blieb meine Frau so hartnäckig bei 7 Uhr 15. Erst nach 6 Uhr fiel es uns im Drang der vielen Besorgungen ein, zu fragen. In einer Konditorei. Um 7 Uhr 15 kommt gar kein Zug — also schnell nach Hause!

Onkel Adolf war natürlich schon da und bemühte sich, die Gunst der Kinder zu erringen, die ihn nicht anerkennen wollten. Wir hatten ihnen einigemal das Bild des Onkels in seinem Jünglingsalter gezeigt, und nun kam der langbärtige, alte Herr.

Also, ich hatte doch recht gehabt — 5 Uhr 17!

Am nächsten Abend wollte er gern ein Theater besuchen, und da er unsere Verhältnisse kannte, gab er mir zur Anschaffung einer Loge oder dreier bequemer Plätze das Nötige, nach oben abgerundet, ganz genau, und so pedantisch genau zeigte er sich auch, als wir trotz aller Vor-

Zusammenhang machte mich seine Bemerkung doch stutzig. „Wie meinst du das, Onkelschen?“

„Nun, weil euch keine Uhr schlägt!“ antwortete er.

Aha, nun wußte ich, was er meinte. Unser neunjähriges Mädchen kam nämlich regelmäßig zu spät zur Schule. Na, sie kann aber doch nicht ohne Frühstück fortgehen, und dies kann sie wieder nicht zu sich nehmen, wenn es noch nicht fertig ist. „Aber das liegt doch an dem Mädchen!“ erklärte ihm Hermia, „das steht immer so spät auf!“

Und da war er der Meinung: „Die Bedienung richtet sich nach euch, und wenn ihr früher aus den Federn wäret —“

Na, das war doch nun ganz unlogisch! Er selbst hielt acht Stunden Schlaf für angemessen, und meine Hermia erwiderte daher sehr schlau-fertig: „Man kann doch nicht gut von 12 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens acht Stunden schlafen!“

„Nein, aber versucht's mal umgekehrt! Steht mal um sieben Uhr auf, dann werdet ihr um elf Uhr das Bedürfnis nach Ruhe haben!“

Es war nicht leicht auszukommen mit ihm!

Und so gab's immer kleine Belehrungen, vielleicht wohlgemeinte, aber doch verdrießlich mahnende für Leute, die sich ihren Lebenslauf mal eingerichtet haben. Am schlimmsten war's mit dem Essen. Gerade morgens hat eine Frau so viel zu tun, daß sie nicht immer auf die Minute daran denken kann, was zu Mittag gekocht werden soll. Ich nehme es damit nicht sehr genau, indem ich mir sage: „Das ist die Angelegenheit der Frau, in die sich der Mann nicht mischen soll.“ Nun bringt aber einmal die Post meiner Hermia etwas besondres, dann ist die Friseurin da, oder es kommt ein unerwarteter Besuch, und da der Mensch nicht zwei Sachen zu gleicher Zeit erledigen kann, so zieht es sich manchmal mit der Bestimmung, was für Mittag gekocht werden

soll, lange hin, so daß nicht auf den Glodenschlag gespeist werden kann. Aber wir empfinden das keineswegs als Störung, wie der Onkel; wir finden im Gegenteil, daß es eine angenehme Abwechslung ins tägliche Einerlei bringt, und das will der gute Mann nicht einsehen.

Es kommt auch vor, daß mal gar nicht gekocht wird, weil es, bis man über das Was schlüssig geworden ist, schon zu spät wurde. Nun frage ich einen vernünftigen Menschen, ob das ein Unglück ist! Millionen von Menschen müssen Jahr aus, Jahr ein im Wirtshaus speisen; es ist also geradezu ein krasser Egoismus, die Wohltat des heimischen Herdes immer in Anspruch zu nehmen, nicht auch hin und wieder die kleinen Unbequemlichkeiten des Lebens kennen lernen zu wollen.

Das dritte Mal, als sich dieses „auf die Weide führen“ vollzog — so nannte es der Onkel — saßen wir fünf Personen an der Wirtstafel und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es währte uns diese Stunde ein bißchen lange, ehe der Kellner uns erklärte, was von dem Bestellten alles nicht mehr da sei, und so meinte Onkel Adolf: „Kinder (schon dieses „Kinder“ kann einen verschlucken!) ihr könntet um solche Geschichten ganz gut herumkommen, wenn ihr schon den Tag vorher den Speisezettel bestimmt!“

Meine Frau sah mich, ich sie an. „Ja, Onkelchen,“ sagte sie dann, überlegen lächelnd, „weißt du denn heute nachmittag schon, auf was du morgen Appetit hast?“ Pause. „Na also!“ Und dann warf ich noch ein: „Wenn man so das weniger gute Restaurationessen glücklich hinter sich hat, schämt man doppelt die Schmachhaftigkeit, Güte und Billigkeit des häuslichen Tischens. Ist es nicht so?“

Das sah er auch ein, denn er meinte nur: „Da habt ihr wieder recht!“

Aber aus diesem Eingeständnis nun den Schluß zu ziehen, uns nächstens mit seiner Kritik zu versehen, davon war er weit entfernt. Immer hatte er's wieder mit dem Essen, auch zu Hause. Wir sind nicht gewöhnt, uns gegen unsere Überzeugung zu ernähren. Kurt zum Beispiel mag kein Gemüse, Elsa keine Suppe, Hermia verschmätzt das Saure, ich die Mehlspeisen, und die Köchin stellt das Kochfleisch hinter den Braten. Das ist eben Sache der Individualität, und die soll man nicht unterdrücken. Eine Familie ist ja schließlich keine Kaserne! Aber das schien er zu glauben. Er fand auch, daß bei solcher Rücksichtnahme auf jedermanns Geschmack der Etat belastet würde, und rechnete uns wirklich vor, daß wir von dem, was bei uns an Speisen „umkommt“, einen Hauslehrer halten könnten. Daß aber ein solcher wieder eine Person mehr sei, deren Geschmack man Rechnung tragen müsse, wollte er nicht begreifen! So verrennt sich die Pedanterie immer in eine Sackgasse.

Ein anderes Mal klagte er: „Kinder, nehmt mir's nicht übel, aber bei euch liegt, hängt oder steht nichts am gehörigen Fleck. Wenn ihr Glück habt, findet ihr die neueste Zeitung in der Speisekammer, die Schere in der Hausapotheke als Einsiedlerin und die Kleiderbürste in Gesellschaft des Portemonnaies hinterm Sofa! Da verbringt man doch viel Zeit nutzlos mit Suchen; genießt euch denn das nicht?“

Uns genierte es gar nicht; wir freuten uns im Gegenteil oft über solche kleine Vorkommnisse, die wenigstens Stoff zu Hänseleien gaben, und waren nicht so kleinlich, uns durch so was die gute Laune verderben zu lassen.

Vorigen Samstag reiste der gute Alte ab, gerade als wir begannen, uns an seine merkwürdigen Anschauungen zu gewöhnen. Nach dem Mittagessen — er packte mit Hermias Hilfe seine sieben Sachen, ich las im Tageblatt — bat er mich: „Lieber Junge, wenn du's ausgelesen hast, vergiß nicht, mir das Blatt mit auf die Reise zu geben. Ich habe heute noch nicht hineingucken können, und der Schnellzug fährt über zwei Stunden, ehe man an eine größere Station kommt!“

Zwanzig Minuten später standen wir alle unten vor zwei Droßkchen, die der Genauigkeitskrämer sich selbst bestellt hatte — auch ein charakteristischer Zug. Da fiel mir die Zeitung ein. Schnell und heimlich sprang ich hinauf, riß sie aus der Mappe, steckte sie zu mir. Nun sah Onkel Adolf in seinem Coups, drückte uns allen die Hand. Das zweite Zeichen! „Siehst du, mein Junge,“ mahnte er mit boshaft freundlichem Grinsen, „ich bat dich doch, du möchtest —“

„Sei still, Onkel, hier ist es!“ und ich reichte ihm triumphierend das Blatt mit sämtlichen Beilagen. Er war beschämt, ich sah's ihm an! Und dann: „Besten Dank! Es war sehr hübsch bei euch! Auf Wiedersehen! Bleibt alle gesund!“ Die Kinder winkten, Hermia und ich abwechselnd mit dem Taschentuch — sie hatte keines bei sich — fort war er! „Schade!“ sagte meine Frau, „gerade, wo's anfang, gemütlich zu werden! Er ist doch im Grunde genommen ein herzenguter Mensch! Aber ein wahres Glück, daß du sein Mißtrauen mit der Zeitung zu schanden gemacht hast!“

Zwei Tage später bekamen wir einen Brief von ihm, voller Liebenswürdigkeiten. Zum Schluß freilich hatte er seinen Hang zur Pedanterie nicht unterdrücken können. Da hieß es: „Besten Dank auch für die Lektüre! Es hat mich doch recht interessiert, aus der Zeitung zu entnehmen, wie sich der Weihnachtsleitartikler den Ausfall unserer Frühjahrswahlen gedacht hat!“

Und dann — welche Genugthuung für meine kleine Frau — eine Karte folgenden Inhalts: „Nicht böse sein! Hatte euch verkannt. Beim Auspacken erblickte ich die neueste Nummer. Die gute Hermia hatte mit fettgebackene, gefüllte Pfannkuchen darin eingewickelt. Die Leserei hatte zwar unter dem Druck und dieser unter der Leserei gelitten; aber für eure Liebe und Freundlichkeit dankt doch herzlichst euer Onkel Adolf.“

Pfingstrosen.

Von Peter Parmestor.

(Nachdruck verboten.)

Auf einer massigen Erhöhung des Seesufers lag das Sanatorium, ein schmuckloses, weißes Haus inmitten eines großen neu angepflanzten Gartens. Längs der Gitter baute sich üppiges Gestrüpp, um den Staub der Straße, die vorbeiführte, aufzufangen. Das hatte gut gewurzelt und erfüllte seinen Zweck so vollkommen, als grünte es seit Generationen alljährlich auf demselben Fleck. Der Garten aber machte noch ganz den Eindruck des Verendenen, Unfertigen. Nicht einmal die weiten Rasenflächen hatten sich schon hergewöhnt. Überall noch schimmerte die schwarze Erde wie durch ganz dünne, grüne Schleier hindurch. Die vereinzelt großen Bäume, die verstreut umherstanden, trankelten noch an den Schmerzen der Verpflanzung. Die zehnjährigen Linden, die man zu einer Allee gereiht hatte, starrten mit ihren graugelühten Schäften und verschütteten Kronen verdrossen in den zaghaften Glanz dieser ersten Frühlingstage.

Es war ein trostlos langweiliges Bild, das sich da vor den Kranken aufrollte, wenn sie aus den Fenstern ihrer Zimmer hinunter träumten. Denn auch die wenigen blühenden Beete, die sich den sehrenden Augen darbieten, waren des Zaubers bar, den die aus eigener Kraft sich verjüngende Natur in die verschüchterten Seelen Leidender ausströmte. Die duftlose Treibhauschminke haftete ihnen an. In die rückständige Entwicklung des großen Gartens grellten sie wie ein aufdringlicher Theaterfrühling hinein, dessen lünerische Pracht ein Regenschauer von einigen Minuten hinwegwaschen mußte.

Nur von den Liegehallen aus, die auf der Seeseite an dem Gebände entlang liefen, sah man den echten und wahren Frühling. Unten zogen Ruderbote und Dampfer ihre Silberfurchen in das graugrüne Wasser; Rufen, Lachen und Singen fröhlicher Menschen hallte darauf. Drüben dehnte sich weithin der majestätische Wald, in dessen schwarzes, grünes Gewölbe die emsige Hand des Frühlings zu lichten Wellentönen die jungen Sprossen hinein gestickt hatte.

„Das ist unsere Welt nicht mehr!“ sagte Fritz mit einem bitteren Lächeln zu Ingeborg, die, bis an den Hals in weiche Decken gehüllt, auf ihrem Korbstuhl ruhte. „Unsere Welt ist dahinten, in dem wüsten Garten, der nicht leben und nicht sterben kann.“

Die junge Lehrerin wandte ihr bleiches, gleichsam durch den Ruch des Todes schon verklärtes Gesicht dem Freunde zu. Ihre großen, dunklen Augen glühten ihn an, als hätte alle letzte Kraft dieses verlorenen Körpers sich da hineingestürzt, um mit dem Mut der Verzweiflung das bißchen Leben zu verteidigen.

„Ich will nicht!“ klagte sie, und zwei große Tränen, von denen diese leuchtenden Augen nichts zu wissen schienen, rollten über ihre abgekehrten Wangen. „Warum sprechen Sie immer so?! Die Welt ist uns noch so vieles schuldig!“

Fritz wollte höhnisch auflachen. Aber ein unendliches Mitleid mit dem schönen Mädchen legte sich um sein Herz gleich schmeichelnden Mutterhänden.

„Verzeihen Sie,“ sagte er hastig, „ich sprach nur von mir. Sie werden Ihren Frühling wieder haben, Ingeborg, — sicherlich! Sie glauben ja daran. Mit Ihrem Glauben werden Sie das Schicksal zwingen.“ Eine schnelle Röte huschte flüchtig über ihr Gesicht hin, und ein dankbares Lächeln schmiegte sich um ihre Lippen.

„Und Sie?“ fragte die Kranke.

Der junge Maler suchte die Achseln.

„Ich —!? — Mir ist das Leben nichts mehr, weil ich ihm nichts mehr sein kann.“

„Ein Künstler, — und in Ihren Jahren —?“ kam es vorwurfsvoll zurück.

„Ein Künstler, — ja, Ingeborg, ich durfte einmal hoffen, es zu werden. Auf der Akademie — ach! wenn ich daran denke! Mein alter Lehrer hat mir ein Horoskop gestellt, — ein Horoskop —! Als ob ich dort anfangen müßte, wo ein Rembrandt oder ein Franz Hals aufgehört hat! — Ach, wenn Sie wüßten, wie schön mir damals die Welt war und wie groß, und welchen Anlauf ich nahm, sie zu erobern!“

Er schwieg. Sein Kopf sank auf die Brust. Die Hände krallten sich zu Häufchen auf seinen Knien.

„Sie werden Sie noch erobern,“ wollte die zitternde Stimme des Mädchens ihn herzlich trösten.

Mit ungläubigem Staunen sah er sie an.

„Niemehr!“ sagte er traurig, „niemehr! Mitten in meinem Siegetaumel ergriff mich dieses heimtückische Leiden. Die Ärzte sagen mir, ich könne wieder gesund werden, — ein Jahr in Ägypten sagen sie, — ach, diese Ärzte! Sie wissen nichts, gar nichts. Das da in der Brust, das ist das geringste. Damit würde ich vielleicht wieder fertig werden, — aber —“

„Aber —?“ wiederholte Ingeborg, da er plötzlich abbrach, und ihre Augen wurden noch dunkler und heißer, als zuvor. Bild und verdrehten fürzten die Worte von den Lippen des Mannes:

„Meine Phantasie ist gestorben an diesem Verfall meines Körpers, — mein Wille ist gebrochen, — ausgelöscht ist die heilige Flamme der Begeisterung für die Kunst. Ich mag grübeln und mich quälen, ich finde keine Inspiration mehr, — nichts auf der Welt mehr reizt mich zum Schaffen, — alle Dinge sind ohne Licht, ohne Körper, ohne Bewegung.“



Bacarola. Nach dem Gemälde von G. Varison.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Ihre durchsichtige, weiße Hand mühte sich aus der umhüllenden Decke und legte sich sanft auf seine Hand. Sie war eiskalt, und dennoch tat ihre Berührung ihm unendlich wohl.

„Weil Sie selbst die Sonne sich weglügen aus Ihrem Leben,“ sagte das Mädchen mit eindringlicher Milde. „Die Sonne ist da, — glauben Sie es doch, — und mögen jetzt auch Berge zwischen ihr und uns sein, — sie steigt höher und höher — und zu irgend einer Stunde wirft sie uns wie ein rechter Verschwenker Hände voll Gold herunter in unser Tal.“

Um ihn aufzurichten, maß sie seine Lebensansichten an den ihrigen und brachte seinem Kleinmut das ungeheure Opfer, ihre eigenen Hoffnungen als verschwindend klein neben die seinen zu stellen.

„Mir hat niemand gesagt: gehen Sie nach Ägypten —“

„Würden Sie es tun?“ fragte er.

Sie errödete. „Ich bin arm —“

„Darum kann auch ich nicht daran denken,“ gestand Fritz. Und dann nahm er die zarten Finger, die sich ihm wieder entziehen wollten, zwischen beide Hände.

„Ja, Ingeborg, sehen Sie — wenn mein Genius mich nicht geflohen hätte, wenn ich arbeiten könnte, — etwas Großes, etwas ganz Schönes, das irgend ein Nabob mir aus den Händen riße, — dann würden wir nach Ägypten gehen, — Sie und ich, — miteinander, — und würden es miteinander versuchen, in dem schönen Treibhaus da unten neue Wurzeln zu schlagen und neue Säfte zu saugen.“

Noch viel mehr hatte er sagen wollen. Das Wunder aber, das mit dieser Sterbenden vorging, zwang ihn zum Schweigen und Staunen. Der unbeschreibliche Liebreiz eines blühenden jungen Lebens verklärte da plötzlich Ingeborgs Gesicht. Alle Sehnsucht eines heißverlangenden Herzens, alles bebende Entzücken über ein erfülltes Glück jauchzte dieser keusche Mund, der jetzt so purpurrot war wie das Fleisch einer Schwarzkirsche.

„Du mußt schaffen —“ fluchte sie. Und ihre Lippen drängten sich ihm zu, diese verdürstenden Lippen, die noch nie einen Kuß der Liebe gefühlt hatten, und schlossen sich lechzend auf die seinen, als wollten sie wie glühendes Eisen sich einbrennen.

„Dich will ich malen, Ingeborg!“ sagte Fritz, „so, wie ich dich jetzt gesehen habe.“

Aber so sehr er sich mühte, und so lebendig das Mädchen in der Wundererscheinung dieser einen Minute vor seiner Seele stand, dieses Einzige und Ueberstimmliche spottete der Gestaltung.

„Ich zwing' es nicht! Es ist aus und zu Ende mit meinem Können!“

„Du mußt, du mußt!“ bettelten ihre Augen.

Dann kam er eines Morgens durch den Garten, die Blide vor sich auf dem Boden verloren, auf das Haus zu. Und plötzlich war ein Klingen in der Luft, als wären alle Strahlen der leuchtenden Matrone goldene Saiten, an denen der Atem des Windes kosend hinstrich. Eine Stimme der Verheißung, die ihm den Schlag des Herzens anhielt.

Er schnellte den Kopf in den Nacken. Zu beiden Seiten der breiten Treppe blühten die glühenden Pfingstrosen in gewaltigen Büschen. Das weiße Haus stand dahinter, ganz durchsättigt von dem warmen Licht des Tages. An den Kronen der Bäume hatte sich der jungen Blätter zartes Grün aufgerollt. Der blaue Himmel hing so tief auf alles das hernieder, daß seine flimmernde Farbe an den Konturen herabzutropfen schien.

Und inmitten dieses quellenden jubelnden Lebens lag Ingeborg auf einem Ruhebett, lang ausgestreckt, unter der Last ihrer weichen, weißen Decken, bleich und durchgeißelt.

„Erlöser Tod —“ sagte die Stimme eines Unsichtbaren zu dem jungen Maler. Da wußte er, daß sein Genius gesprochen hatte, der endlich in ihm auferstanden war und Ströme wunderbarer Kraft durch seine Adern und Nerven schickte.

Ingeborg lächelte dem Geliebten, während er vor seiner Staffelei saß und das ergreifende Bild auf die Leinwand zauberte. Die uner-müdliche Hast seines Schaffens erfüllte sie mit Seligkeit. Seine Stärke und Ungebrochenheit glaubte sie darin zu erkennen. Er sah ihre Seele herabbrennen wie ein Licht auf dem Altar, inmitten der strobenden

Lebensfülle der Pfingstrosen, und er malte sie in der rührenden Lieblichkeit einer verblühenden weißen Rose als den Erlöser Tod, — den Tod, dem man die Arme entgegen breitet, sich ihm an die Brust zu werfen, wie einem rettenden Freunde.

Immer üppiger entfalteten die Pfingstrosen ihre purpurnen, federigen Kelche. Immer milder lächelte das Antlitz der Sterbenden dem eifrigen Manne zu. Und immer gewisser wußte er es, daß ihm selbst ein neues Leben geboren wurde aus Ingeborgs Tod, — daß die Pfingstrosen, in deren Pracht sie mehr und mehr ihr Herzblut auszufließen schien, ihm Künster waren der Genesung, der Kraft, des Ruhmes.

Das Mittel gegen Zahnweh.

Nach dem Ungarischen von Armin Ronai.

(Nachdruck verboten.)

Jüngst fuhr ich in einer Nacht — es mochte 12 Uhr sein — plötzlich aus dem Schlafe und konstatierte, daß mich im Munde ein kleines Knochenstück ganz unsäglich zu schmerzen begann. Erst war der Schmerz stechend, als bringe ihn eine in den Kinnbacken versenkte Nadel hervor, dann wieder wand er sich spiralförmig, als verursache ihn ein feiner, permanent in graziösen Windungen sich bewegender Bohrer. Schließlich begann es in meinem Munde bald stoßartig zu zucken, bald höllisch zu brennen, der Schmerz war jetzt an einer bestimmten, eng begrenzten Stelle fühlbar, dann wanderte er aus der Kinnbacke über das ganze Gesicht an den Augen vorbei ins Gehirn und vollführte dort die Arbeit eines vollausgewachsenen Bohrwurms. Kurz, ich hatte die gräßlichsten Zahnschmerzen.

Und dazu war es nachtschlafende Zeit. Nirgends winkte Hilfe. Erst versuchte ich es mit kaltem Wasser, das half im ersten Moment wohl, im zweiten Moment aber war der Schmerz nur noch gewaltiger. Dann erinnerte ich mich, daß in solchen Fällen das Rauchen gut sei. Ich rauchte also wie eine Güterzug-Lokomotive, wenn sie bergauf fährt. Davon wurde mir ganz übel, der Zahn tat aber weiter weh. Auch das Ausspülen des Mundes mit Rum nützte nicht viel, weil ich die angenehm schmeckende Flüssigkeit immer verschluckte, was mir schließlich auch noch ein gewaltiges Brennen im Magen verursachte. Es war mit einem Wort eine recht unangenehme Nacht, die ich verbrachte; Silvio Pellico hat in seiner Zelle am Spielberg gewiß schönere Stunden verlebt.

Endlich wurde es Tag. Nun mußte sich die Sache wenden. Denn länger war das Ziehen, Bohren und Brennen in meinen Backenknochen nicht zu ertragen. Meine Frau riet mir, zum Zahnarzt Dr. Lorbeer zu gehen. Da lächelte ich aber überlegen. Zu einem Zahnarzt gehe ich nicht. Im Zahnreisen waren die Barbiers von jeher die größeren Künstler. Ich gehe also zum Figaro nebenan, der wird mich von dem revoltierenden Backenknochen rasch befreien.

Im Friseurladen war zu der frühen Stunde nur ein Lehrling anwesend, der das Lokal reinmachte.

„Wo ist der Herr?“ frug ich barsch.

„In der Maria Stuart,“ antwortete mir der Jünger der Friseurkunst.

„Was sagst du?“

„Der Prinzipal ist im Theater. Die Maria Stuart läßt er nie aus, da muß er immer dabei sein.“

„Nun, das war doch wohl gestern abend.“

„Ja. Aber wenn der Prinzipal ins Theater geht, kommt er immer erst morgens heim.“

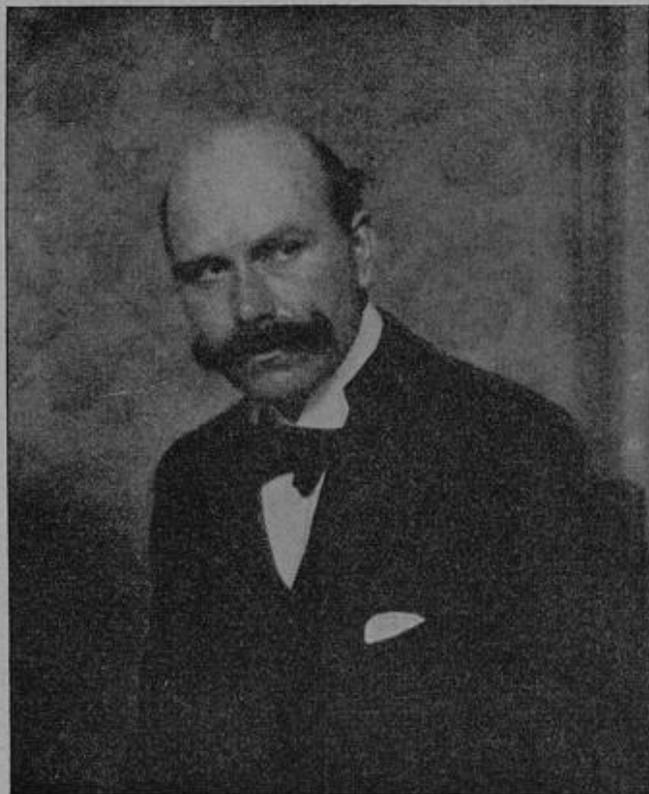
„Jetzt ist es halb acht.“

„In fünf Minuten ist er sicher hier.“

„Ist das so gewiß?“

„Zawohl. Mein Prinzipal ist ein pünktlicher Herr.“

Nichtig, da kam er auch schon, der theaterschwärmende Oberfigaro, der weit und breit wegen seiner sicheren Hand beim Zahnziehen berüchtigt war. Aber ist diese Hand nach einer bis in den andern Tag verlängerten Theateraufführung auch noch mit solcher Sicherheit gesegnet?



Professor Artur Kampf

Der neue Präsident der Berliner Kunstakademie.

Bange Zweifel ergriffen mich. Wie, wenn dieser sonst so ehrenwerte Kunstzahnreißer in seinem Stuarthügel daneben griff und mir, statt des kranken Zahnes, einen gesunden, oder gar die Zunge herauszöge? Ein Schauer durchrieselte mich.

„Bitte, nehmen Sie gefälligst Platz,“ sagte eben der Friseur. „Und womit kann ich dienen?“

Sein Blick war dabei so übermäßig trübe, seine Haltung so schlapp, seine Bewegungen so schwankend.

„Ich — ich —“ stammelte ich — „ich möchte mir — — die Haare schneiden lassen.“

Und schon blinkte die Schere in der Hand des Unholds, und ehe zehn Minuten verstrichen waren, lagen meine wunderbaren kastanienbraunen Locken, die Fierde meines Hauptes, der Stolz meiner Frau, im Staube der Frisierstube. Mein Zahn tat rasend weh, aber ich lächelte still vor mich hin, weil es mir so gut gelungen war, den Friseur zu überlisten.

Als ich, kahlgeschoren wie ein Pudel im Juli, den Laden verließ, ärgerte ich mich aber gewaltig über meine Schamheit, denn nun war ich noch immer mit den rasendsten Zahnschmerzen behaftet. Ein Spaziergang in der frischen Morgenluft linderte meine Qualen nicht. In einer entlegenen Straße entdeckte ich im Schaufenster eines Friseurs ein aus gezogenen Zähnen kunstvoll zusammengefügtes Landeswappen. Ich verstand den in Mosail ausgeführten Wink des Schicksals und trat in die Stube des Waders.

„Guten Morgen, mein Herr, bitte Platz zu nehmen. Nur einen Moment. Bin gleich fertig.“

Der Figaro hatte gerade einen anderen Herrn unter den Händen und — oh Gott! er zog just einen Zahn. Und wie zog er ihn! Viermal, fünfmal setzte er die Zange an, stemmte sein Knie gegen das Opfer, zerrte und rüttelte nach oben, nach rechts und nach links — der Wader schwitzte wie im Dampfbad, der Patient ächzte und stöhnte, bis endlich, endlich die Zange in triumphierendem Schwingen über den Häuptern der kämpfenden erschien, mit samt dem dreizinkigen Zahne.

„War ein hartes Stück Arbeit,“ rief der Wader aufatmend, „aber geht, hat nicht weh getan?“

„Schrecklich weh hat's getan,“ jammerte der Patient, „und ich mein', ich mein' — Sie hätten just einen falschen erwischt.“

„Einen falschen?“ meinte der Wader gleichmütig, „schon möglich. Na, spülen Sie sich nur indessen den Mund aus, werd' dann schon den richtigen rausbekommen.“ — Damit wandte er sich mir zu.

„Womit kann ich dienen?“

Es hilft nichts, die Sache zu beschönigen. Gewiß gibt es auch Menschen, die Helden genug sind, um in einem solchen Falle nicht zu wanken. Mucius Scaevola, mit seiner antiken Charakterstärke, hätte gewiß mit fester Stimme gerufen: „Figaro, ziehen Sie mir gefälligst den dritten Zahn rechts untere Reihe heraus.“

Aber ich bin kein Römer, kein Scaevola, und ich faßte daher blitzschnell einen rettenden Entschluß.

„Nehmen Sie mir den Bart ab.“

Fünf Minuten später hatte ich keinen Bart mehr. Das Schönste, was ich besaß, fiel unter der Schere des Friseurs. Der Stolz, die Freude meiner Frau war dahin, aber den Zahn hatte ich immer noch, und er war boshaft genug, während der Prozedur des Bartschersens besonders heftig zu rumoren. — Dann eilte ich heim. In der Türe trat mir Helene entgegen, die Mutter meiner Kinder.

„Was wünschen Sie?“ fuhr sie mich barsch an.

„Helene!“ stöhnte ich. Sie blickt mich fester an und schlägt die Hände zusammen.

„Großer Gott, wo hast du deinen Bart, wo sind deine herrlichen Locken?“

„Beim Friseur.“ — „Und der Zahn?“

Der Zahn steckt noch im Mund. Schmerzen habe ich wohl, aber nicht den Mut, um mein Probenystem einem Wader anzuvertrauen.“

Helene blickte mich ziemlich verachtungsvoll an und sagte: „So geh doch zu einem Zahnarzt.“

„Schweig mir von Zahnärzten,“ rief ich abwehrend, „ich bin gewarnt und scheitere mich ihnen nur als Leiche. Ueberhaupt . . . mir scheint . . . wahrhaftig . . . der Schmerz läßt nach. Vielleicht genügt den Göttern das Opfer meiner Locken, und sie haben Erbarmen.“

Nach ein paar Stunden setzte aber die Qual mit neuer Heftigkeit ein. Es war rein zum auf den Kirchthum kriechen.

„So probier doch die Chloroformtropfen,“ rief meine Frau ärgerlich; „sie stehen dort rechts im Glasschrank.“

Ich holte das kleine Fläschchen mit der heilbringenden Flüssigkeit und rieb mir Zahn und Backe damit ein. Schon nach wenigen Augenblicken schien der Schmerz sich zu lindern. Nach einer halben Stunde erneuerte ich die Kur, und ich tropfte mir so lange aus dem Fläschchen in den kariösen Zahn, bis nichts mehr von den Tropfen übrig war. Und schließlich half es wirklich. Der Schmerz war gestillt, die Zähne saßen still und friedlich an ihren gewohnten Stellen, ohne zu reizen, ohne zu bohren. Und da es inzwischen Abend geworden und ich von den Qualen des Tages doch etwas abgespannt war, legte ich mich zu Bett und schlief — oh, welch ein Vergnügen nach der gestörten Nacht — prächtig, traumlos bis in den hellen Morgen hinein.

Mit strahlender Miene trat ich an den Kaffeetisch. Da ruft meine Frau: „Mann, weißt du nicht, wo Ernachens Augentropfen sind? Gestern waren sie noch hier im Glasschrank.“

„Da werden sie wohl noch dort sein.“

„Merkwürdig, die Chloroformtropfen sind hier, die Augentropfen aber nicht. Wo die nur — —“

„Was? Die Chloroformtropfen?“ Ich trete an den Glasschrank und, richtig, da steht das Fläschchen mit dem Chloroform, noch ganz voll und unberührt.

„Und die Augentropfen?“ fragte ich — rannte aber gleich ins Schlafzimmer und, wahrhaftig, dort stand das andere Fläschchen mit den Augentropfen meines Töchterchens auf dem Nachttisch, und nun war es klar: ich hatte meine Zähne eben mit Augentropfen kuriert!

„Bah, was tut's? Es hat geholfen und damit genug. Was gehen mich die geheimen Irrwege der Medizinalchemie an? Vielleicht hätten mir die Chloroformtropfen gar nicht genügt? Wer weiß?!

Wenn ich aber, was Gott verhüten möge, mal wieder Zahnschmerzen habe, dann gehe ich gleich zum Augenarzt.“

Unsere Bilder.

Artur Kampf, der neugewählte Präsident der Berliner Akademie der Künste, wurde im Jahre 1864 als Sohn eines Hofphotographen in Aachen geboren und studierte unter Peter Janssen und Eduard v. Gebhardt auf der Düsseldorfer Akademie. Dort wirkte er noch mehrere Jahre weiter bis zu seiner Berufung nach Berlin als Leiter einer Meisterklasse. Gewaltiges Aufsehen erregte er durch sein erstes großes Bild „Die letzte Aussage“, das vollständig im Geiste des Naturalismus gehalten war. Teils infolge von Aufträgen, teils aus freien Stücken widmete er sich dann Darstellungen aus der preußischen Geschichte, und zwar wählte er besonders die Zeit Friedrichs des Großen und die Zeit der Freiheitskriege. In diesen historischen Werken sieht man einen kraftvollen Realismus in der Behandlung scharf herausgearbeiteter Charaktertypen und da, wo es angeht, einen deutlichen Zug des Volkstümlichen. Von Anfang an ein streng geschulter Meister der Zeichenkunst, entfaltete er auch sein malerisches Können immer reicher. Werke, wie das Bild „Die beiden Schwestern“, ein anderes „In der Theaterloge“, das Bildnis seines eigenen Söhnchens usw. erregten auf allen großen Ausstellungen lebhaftes Aufsehen. Von hoher Bedeutung sind seine großen Wandmalereien, wie die im Kreisbau zu Düren und die erst neuerdings vollendeten im Rathhaus zu Magdeburg. Aber auch in kleineren Bildern, insbesondere auch Aquarellen, und in Radierungen hat Kampf eine Reihe von Meisterstücken geschaffen. Sein Entwicklungsgang und seine Bedeutung wurden von uns in unserer illustrierten Sonntagsbeilage 1902 Nr. 28 ausführlich geschildert. Auf unserer diesjährigen Ausstellung sehen wir zwei Bilder von ihm



Bild ohne Worte.

„Wohlthätigkeit“ und „Vor dem Spiegel“, ferner befinden sich von ihm vier Tempera-Bilder in der Aquarellabteilung. Es ist vielleicht ein bedeutungsvolles Anzeichen, ähnlich den Berufungen Bruno Pauls und Messels, daß ein so modern gesinnter Mann wie Artur Kampf zu der hohen Würde eines Präsidenten der Akademie der bildenden Künste berufen wurde. Wir am Rhein können uns herzlich darüber freuen, daß solche Ehrung einem Sohne unserer Provinz, einem Schüler der rheinischen Kunstakademie widerfährt. — Ein Bild aus dem alten Venedig gibt G. Barison in seinem Gemälde „Barcarola“. Auf den stillen Kanälen, in denen der blaue Himmel sich spiegelt und von deren weißen Ufermauern die Sonne widerstrahlt, ziehen die braunen Gestalten der Gondelführer ihre Straße und singen den glutäugigen Schönen, die ihnen im Garten lauschen, ihre Gondellieder. Die einfachen lieblichen Melodien mit ihrer sanften, regelmäßigen dem Ruder Schlag entsprechenden Bewegung, die so echt italienisches Gepräge tragen, kamen bald auch außerhalb Italiens in Aufnahme und so ist die „Barcarola“ auch dem deutschen Konzertbesucher nichts unbekanntes. — Das Familienbild, das der Pinjel Rud. Tischbädis in dem Bilde „Glück im Winkel“ festgehalten hat, bedarf keiner Erläuterung.